

Nr. 194. Bromberg, den 25. August 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von Michael Zorn. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(8. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Zuunterst am Berg lag der Hof vom Florian Rothschädel. Es war drei Uhr morgens. Eine dunkle, wolkenumhangene Nacht, in die der Schnee ein wenig Helligkeit brachte.

„Wißts was, Männer", sagte der Florl bei einer Atempause, „heut kommts eh net ordentli aufi. — Der Zinner, der Fiederer, dann der Rottenmanner und sei Bua und natürli der Kralizek, dö können bei mir im Heu schlafen. Der Mathes — der geht no zu seiner Aloisia — na und der Seppl Gairinger, der kann ganz guat no aufistiefeln zur Muatta. Aber die, was koa Bleib' net haben, die kemman zu mir. Morgen, wenns enk ausg'schlafen habt's dann setz' ma uns z'sammen und spekalier ma, was ma eigentlich anfangen soll'n in dera nächsten Zeit."

Der Vorschlag schien vernünftig. Das Dorf schlief, und die Männer scheuten sich, nächtlich Lärm zu machen.

Hoch über ihnen, im Dunkel der Nacht, stieß ein Lichtlein rötlich herunter zu den Sieben.

„Schau — schau —", sagte der Kralizek, „dei Muatterl, Florl, die is a Fleißige — die is schon auf . . ."

Langsam stiegen sie weiter. Der Hof kam als dunkle Masse in das Blickfeld. Der Florl räusperte sich, zog sein geblümtes Taschentuch und begann die ewig rinnende Nase zu putzen.

„I wer amal schauen, was die Muatta macht", meinte er ein wenig zögernd. „Is doch a altes Weiberl, kunnt si leicht schrecken, wann mir so plötzli einifallen . . ."

Er schlich sich zum kleinen Fensterchen, indes die andern stumm warteten. Da drückte er seine Nase an die Scheibe und guckte hinein in die Stube. Es war ihm so merkwürdig zumute — nicht um alles in der Welt hätte er den Kameraden gezeigt, daß er, mit Herzklopfen und schnaufend, dastand und in seine — seine — Stube sah. Und wie er so spähte, erfaßte er die vertraute Stille dieser Bauernstube, und seine Augen trübten sich plötzlich.

Dort stand das dunkle Bett der Mutter, die Kissen hochgetürmt, das Bett gerichtet für den Tag — oder — noch nicht benutzt?

In der Ecke der alte dickbäuchige, grüne Kachelofen mit der breiten Bank herum, der Eichentisch im andern Winkel, die Bänke — alles wie sonst.

Und an der Wand das Bild der Heiligen Jungfrau, schief herein in die Stube hängend, davor ein Lichtlein — und unten, vor dem Bilde am Boden kniend, ein weißköpfiges, schmächtiges Weiblein. Sie hatte den Rosenkranz in den gefalteten Händen und betete. Der Florl konnte das Murmeln der alten Frau hören . Und jetzt . . .

„O heilige Mutter — wannst ma mein Buben schützen tät'st . . ."

Jetzt aber hielt es der Florl schon gar nicht mehr aus. Da würgte ihn etwas in der Kehle — und er sah auch nichts mehr.

Der verdammte Schnupfen, dachte er, rein blind wird ma bei den vüllen Wasser, was an' in die Augen kimmt!

Er zog ein geblümtes Taschentuch und schneuzte sich geräuschvoll. Dann räusperte er sich kräftig und kratzte mit den Fingern am Fensterrahmen.

Die alte Frau hob den Kopf und blickte zum Fenster. Dort sah sie einen wildbärtigen Kerl stehen, der die Nase an die Scheibe drückte.

„Jessas — Marand Josef!" rief sie, „— da Florl!"

Flink war sie auf den Füßen und rannte zur Tür. Als sie öffnete, stand da der etwas gerührte und verwirrte Florian Rothschädel. Er nahm ihre verarbeitete Hand und preßte sie fest, mit der freien Hand aber tatschte er ihr immerfort am Scheitel herum.

„Na — jo —", sagte er endlich, „do san ma wieder. — Guat is gangen, nix is g'scheg'n."

Das Weiberl aber begann zu weinen, Ströme von Tränen lösten die Spannung des bedrückten Mutterherzens. Es mußte sich am Türpfosten anhalten, so sehr weinte es.

„Na — is schon guat", sagte der Sohn. „Da san no a paar, die müaßen heunt bei uns nachten — im Heustadel. Da is der Rottenmanner und der Hannes und der Zinner und der Fiederer und der Kralizek. Der Mathes und der Gairinger, die gengan ham, aber z'erscht mögen ma was zum futtern und an Enzianschnaps!"

„Kimmts eini", rief die alte Frau, „kimmts eini in die Stuben! Gott sei Dank, daß wieder daham seids. Setzts enk — glei kimmt a Speck und an Wurst und der Enzian halt."

Sie war selig.

Am liebsten hätte sie die ganze Räucherkammer geleert und die Speckseiten den Gästen nur so vorgeworfen. Sie rannte hin und her, mit dem Kopfe wackelnd, und murmelte zeitweise immer wieder:

„Na — aber so was — na — aber so was —"

Da saßen sie, die Sieben, um den schweren Eichentisch, den der alte Rothschädel senior — Gott hab' ihn selig! — selbst gebaut hatte. In den kleinen Gläsern blinkte wasserklar der Enzian, dessen Duft die Stube füllte. Sie ließen sich nicht bitten, die Heimgekehrten. Ein Trumm Speck nach dem andern verschwand, die Würste rutschten nur so durch die Schlünde, und der Enzian wurde vorsorglich auf all das Fette draufgesetzt.

Der Hund saß beim Kachelofen neben dem Hannes, der sich dorthin bescheiden zurückgezogen hatte. Die beiden waren von der Mutter Rothschädel nicht vergessen worden. Stolz blickte der Florl in die Runde seiner kauenden Gefährten.

„Na", sagte er, „dös is freili was anders als dös glumperte Dörrgemüse . . . Freßts, Leut! — Prost, Rottenmanner, sollst leben!"

Ja — leben! — Rieselnde Freude durchlief die Männer. Leben — nicht mehr dem Tode ausgeliefert — daheim!

Der Mathes und der Gairinger erhoben sich. Sie dankten für den Imbiß und verschwanden. Der eine zu seiner Aloisia, der andere zu der Mutter.

Die Männer waren satt, gähnten und sehnten sich nach Schlaf. Der Florl begleitete sie zum Heustadel, und wohlig sanken sie in das trockene, duftende Gebirgsheu.

Eine halbe Stunde später schnarchten sie — man konnte glauben, der ganze Stadel wanke.

Der Hund lag eingerollt zu Füßen des Rottenmanners und des Buben. Er schlief.

*

Es dämmerte, als der Rottenmanner erwachte. Er hatte schwer Schlaf finden können, erst gegen Morgen. War es nicht merkwürdig, daß ihm die murrenden, dröhnenden Nächte, die jahrelang sein Ohr auch im Schlafe erfüllt hatten, abgingen? Die Stille der heimatlichen Nacht hatte etwas Beruhigendes. Was wußte der Rottenmanner wohl auch von einer Entspannung der Nerven? Er erhob sich leise, um die tiefschlummernden Kameraden nicht zu stören. Nach ihm kroch der Hannes aus dem Heu, und beide gingen, gefolgt von Wolf, zum laufenden Brünnlein neben dem Stall, einen Trunk zu nehmen und mit frischem Gebirgswasser die Augen klarzuwaschen. Leichtes Schneetreiben hatte eingesetzt, die Berge waren in Nebel und Schneewolken gehüllt.

Dann schritten sie, einer gemeinsamen unausgesprochenen Regung folgend, die Höfe aufwärts, dem schindelgedeckten Türmchen der Dorfkirche zu. Dahin, wo der kleine Gottesacker die Toten der Pfarre behütete.

Schweigend stiegen sie. Endlich sagte der Rottenmanner:

„Weißt, Hannes, die Welt is da bei enk doch ganz anders worden — alles is so still ... Jetzt muaß ma schauen, daß ma die Hütten in Ordnung bringen, und heut schlaf' ma dann wieder daheim!"

Der Hannes war froh — er lachte.

„Vatter", sagte er, „i hab' schon lang auf di g'wart'... i denk ma, daß i dir wer dö klane Wirtschaft führen. An Sterz kann i kochen und a saure Suppen a, und wann ma vielleicht a Goaß kriegen täten, dann hätt' ma a a Milch. Futter liegt no gnua in unserm Stadel, i hab's g'macht im Herbst. Mir brauchen bloß zwa Fensterscheiben einschneiden in dera Kuchel. Und halt döß Dachel. Und der Zaun. Z'wegen dem Herd, döß wirst scho machen, gelt?"

Der Rottenmanner nickte. Er sah auf den Sohn, der leichtfüßig neben ihm schritt. Groß war er und breit, und sprechen tat er wie ein Mann. Gestern hatte er ein scheues Empfinden gehabt, als der Hannes so plötzlich vor ihm stand. Heute freute er sich. Mit dem Buben konnte man reden. Genau so wie mit den Sechsen. Und als ihn der Hannes ansah, da fand er wieder die Ähnlichkeit im Blick, die ihm den jungen Ungarn nahegebracht hatte. Der Blick aber, der war der seiner toten Frau.

Der Kirchturm kam näher. Anschließend daran die niedere Kirchhofsmauer. Sie war aus verwitterten Felsstücken roh gefügt und stand schon wer weiß wie lange. Darüber hinweg sahen die einfachen Holzkreuze in den grauen Morgen.

Das rostige Tor stand offen. Ein Flügel war aus den Angeln und hing schief. Nasser Schnee lag über den Hügeln, die Vater und Sohn langsam durchschritten. Neben dem Totenhäuschen lag das Grab der Mutter.

Hier ruht in Gott Maria Rottenmannerin
geboren am 12. 12. 1883
gestorben am 18. 8. 1916
Friede ihrer Asche!

stand auf der viereckigen, schwarzen Tafel mit weißer Ölfarbe geschrieben. Der Hannes hatte die Buchstaben schon einmal nachgezogen, weil sie vom Wetter verwaschen waren. Das Kreuz war mit einem welken Herbstblumenkranz geschmückt, der weiß beschneit war.

Mit gefurchten Brauen stand der Rottenmanner da und sah auf das Grab. Der Hannes begriff nicht, daß der Vater die Hände nicht faltete. Er selbst hatte sein Hütel zwischen den Fingern und betete. Starr stand der Rottenmanner. Betete er? Rechtete er mit seinem Herrgott? Wer konnte das wissen! Der Toni nickte. Da, in diesem Erdloch, lag die Frau, die er im Herzen getragen hatte. Verfault schon — ebenso verfault wie die vielen, die er draußen hatte fallen sehen. Er atmete schwer. Wenn er damals daheim gewesen wäre — vielleicht daß er hätte helfen können...

Aber Krieg und Not hatten den Mann hart gemacht. Er kämpfte den dumpfen Schmerz, der ihn peinigte, nieder und wandte sich zum Gehen.

„Komm, Hannes", sagte er leise, „jetzt geh'n ma z'Haus!"

Dem Buben kam es vor, als ginge der Vater nicht mehr ganz so aufrecht und stark durch den Morgen. Jetzt sah er auch, daß Schläfenhaare und Bart des Mannes stark ergraut waren.

Sie schritten über den steinigen Weg, umbogen einige Gehöfte, die das Pfarrhaus und die Kirche umsäumten, kamen wieder an den freien Berg und strebten, hangab, hangauf, einer kleinen Hütte zu, die braun, mit schiefem Dach vom Rande des Bergwaldes herübersah.

Das war das Heim des Rottenmanners. Kein Rauch wehte aus dem Bretterkamin — tot und still wartete die Hütte auf den Herrn.

Der Hannes schob die Hand unter die hölzerne Türschwelle und zog einen großen, rostigen Schlüssel hervor. Kreischend drehte der sich im Gehäuse.

„A wengerl a Öl g'hört eini", meinte der Hannes entschuldigend.

Die Tür öffnete sich. Der Rottenmanner stand und schaute. Die Eingangstür ging in den Kochraum. Da war der steinerne Herd, den er gebaut hatte. Der Kessel hing noch an der Kette hernieder, Asche war im Aschenloch, und der rußgeschwärzte Kamin stand wie eine Tüte über dem Ganzen. Tontöpfe auf dem schmalen Bretterbord, das Butterfaß, die Milchsatten, kleine Töpfchen für Rahm und den Sonntagskaffee (aus gebrannter Gerste), die Bank mit den zwei Blecheimern, alles stand da, sauber und wartend.

Brüsk drehte er sich und stieß die Tür zur Stube auf. Dumpfe, eingekerkerte Luft schlug dem Vater und dem Sohne entgegen. Da stand im Zimmereck das Bett, in dem seine Maria gestorben war. Der dickbäuchige, blauglasierte Ofen, die Ofenbank, der schwere Tisch im anderen Winkel — die Bänke herum und über dem Tisch, von der dunklen Holzdecke herunterhängend, eine Taube aus gefaltetem Papier, die mit gespreizten Flügeln sich im Luftzug drehte. Am Fußende des Bettes die gemalte Truhe mit den wenigen Habseligkeiten der Verstorbenen. Und dort, im andern Winkel, stand das Spinnrad...

Der Toni Rottenmanner bekam plötzlich zu wenig Luft. Er ging zum kleinen Fenster und öffnete es.

An der Wand, wo das Bett stand, waren einige Photographien angenagelt: er und seine Maria als Brautpaar in der Mitte. Dann er als Korporal, ein Bild aus seiner aktiven Dienstzeit vor dem Kriege. Er hatte es Maria geschenkt, als sie sich kennenlernten. Ein Bild der Zweiten MG-Abteilung — alle sieben Mann und der Hund —, aufgenommen von einem Feldamateur. Ein Bild des kleinen Hannes. Der war damals vier Jahre alt gewesen, als ihn der freundliche Herr Doktor, der wegen seiner schwachen Brust den Sommer über in Oberdorf lebte, aufnahm. Richtig sandte er ein Bild des Buben an die Maria. Sie hatte sich damals sehr darüber gefreut.

Der Rottenmanner setzte sich, stützte die Ellbogen auf den Tisch und dachte, daß er nun ganz allein sei. Wohl war der Hannes da — und auch die Freunde; aber es war doch nicht so, daß er, wenn er heimkam von der Arbeit, sich auf ein Lichtlein freuen konnte, das aus dem Fenster glomm. Und daß, wenn er eintrat, sein Weib dastand und ihn mit lächelnden Augen ansah. Er erinnerte sich, daß er, wenn Maria spann, daneben gesessen hatte mit der Pfeife im Munde und mit Staunen den geschickten Fingern zugesehen hatte, die da einen fix und fertigen Faden zusammenbrachten. Und dieser Faden, den er hatte wachsen sehen, wurde in nicht zu langer Zeit in ein Hemd verwandelt — in ein Hemd, das dann der Toni auf dem Leibe trug. Zeitweise legte er recht vorsichtig seine schwere Hand auf den gesenkten Scheitel der Frau. Das tat ihm gut. Und jetzt — es war doch alles anders!

Wie der Hannes zur Welt kommen sollte, da war sie noch schöner als vordem gewesen. Er erinnerte sich, daß zu jener Zeit einer der Dorfbuben in den Schlag hinaufgelaufen kam und ihm sagte, daß ein Bub da sei...

Und daß er alles liegen und stehen ließ, hinunterrannte und dann, verlegen und glücklich, von einer Frau ein quarrendes Bündel in den Arm gelegt bekam, das ein Kind — sein Kind sein sollte...

(Fortsetzung folgt.)

Elfriede und Franz.

Eine Liebesgeschichte von Hans Schmidt-Bert.

In der Bahn hatten sie einander kennengelernt, Elfriede und Franz. Ihr war die kleine Handtasche auf den Boden gefallen, und er hatte sich danach gebückt, ihr die kleine rote Tasche wiedergereicht und den Hut gezogen, so daß Elfriede seinen blonden Schopf sehen konnte. Als Dank lächelte sie ihm zu, aber es war nur so ein ganz kurzes Lächeln der Höflichkeit.

Es zeigte sich, daß sie dasselbe Ziel hatte wie er und mit ihm den Wagen verließ. Er hielt sich dicht hinter ihr. Er freute sich an ihrem federnden Gang und an der Art, den Kopf zu halten. Sie schien ihm sehr stolz. Und trotzdem hatte sie gelächelt. Plötzlich erhielt die zarte Gestalt vor ihm von einem Burschen, der an ihr vorbei zur Sperre eilte, einen unsanften Stoß, so daß ihr die rote Handtasche, die sie unter dem Arme trug, ein zweites Mal entglitt. Sie bückte sich sofort, aber trotzdem war es ihm gelungen, ihr zuvorzukommen. Er reichte ihr abermals die Tasche, und die junge Dame lachte. „Nein, wissen Sie, unter diesen Umständen rate ich Ihnen doch, meine Nähe möglichst zu meiden", meinte sie und nahm mit einem sehr freundlichen „Dankeschön" die Handtasche wieder entgegen. Aber das befreiende Auflachen hatte Franz Mut gemacht, er sagte plötzlich, indem er den Hut abermals zog: „Darf ich Sie wiedersehen?"

Sie war offensichtlich überrascht, und es schien einen Augenblick, als wolle sie etwas Kurzes, Unfreundliches sagen, aber dann kam ein Ausdruck in ihr Gesicht, der weit weniger unfreundlich war, eher nachdenklich, schließlich kam wieder jenes Lächeln, das er schon kannte. Sie sagte: „Topp. Morgen mittag um vier. Auf der Schloßbrücke. Werden Sie kommen?" — „Ja!" antwortete da Franz begeistert.

Aber der nächste Tag begann sehr unglücklich: Es regnete. Es war so ein Regen, der Wochen andauern konnte, so ein richtiger Landregen. Franz kam am Mittag wütend aus der Universität nach Hause, schleuderte seine regennasse Mappe in eine Ecke seiner möblierten Bude und schimpfte, indem er mit Stirnfalten durch die Stube schritt, hin und her, her und hin. Denn daß die junge Dame sich seinethalben nicht einem solchen Regen aussetzen würde, schien ihm eine ausgemachte Tatsache. So war es denn auch. Franz trippelte Punkt vier Uhr auf der Schloßbrücke auf und ab.

Nur eine alte Frau stand noch auf der Brücke. Sie beobachtete ihn. Franz wollte schon ärgerlich werden, als die Alte auf ihn zukam und sagte: „Sie sind der Herr aus der Bahn, wie?" Franz war erstaunt und nickte. Die Alte fragte weiter: „Sie warten auf ein Fräulein, wie?" Franz nickte wieder. „Na, dann kommen Sie schon mit", sagte die Alte, die offenbar schlechter Laune war. Und Franz folgte ihr, ging durch winklige Seitenstraßen. Er wollte Fragen stellen, aber der mürrische Gesichtsausdruck der Alten hinderte ihn daran. Manchmal brummelte sie etwas vor sich hin, es klang wie „Bei so einem Hundewetter den Laufburschen machen" und wie „Als ob ich sonst nichts zu tun hätte". Vor einem kleinen Mietshaus machte die Alte halt und wies auf die Tür: „Da hinauf. Zwei Treppen links. Zweimal läuten."

Franz stieg eine laut knarrende Stiege hinauf, die aber von einem roten Teppich verschönt war, was gar nicht zu der Umgebung paßte, und läutete zweimal an der Tür, an der eine Visitenkarte den Namen „Elfriede Hohlfelder" aufwies. Elfriede öffnete ihm. Sie hatte ein dickes Wolltuch um den Hals und einen Bademantel an. Eine schwere Erkältung, die, wie sie sagte, bis morgen „unbedingt vorbei" sein müsse, hatte sie am Kommen gehindert. Es war ihr nichts anderes übriggeblieben, als die Plätterin von nebenan ins Vertrauen zu ziehen. „Die tut nur so mürrisch. In Wirklichkeit hat sie ein Herz von Gold. Die kenn' ich schon lange, die ist verläßlich", sagte Elfriede, als Franz seine Bedenken äußerte. „Haben Sie abgelegt? Nein, kommen Sie her, Ihr Mantel muß auf einen Bügel und in die Küche. So. Und jetzt kommen Sie herein! Ich warte schon längst mit dem Kaffee auf Sie." Franz war selig.

Sie tranken Kaffee und erzählten sich. Es stellte sich heraus, daß sie die Sekretärin eines Theateragenten war. Sie erzählte von der Not der vielen Schauspieler, all jener Menschen, die, um ein paar Monate im Jahr spielen zu können, gern auf jede sichere Existenz verzichten. Sie hatte tiefe Einblicke in das Leben getan. Franz hörte ihr zu. Es war nichts von Koketterie in ihrem Erzählen. Sie war ein fühlender, tapferer Mensch, der das Leben unter die Füße bekam. „Gestern, als Sie mich in der Bahn trafen, war ich gerade auf dem Wege zum Bureau. Heute ist Samstag, da machen wir früher Schluß, aber statt daß ich nun überlegen kann, wie ich morgen am schönsten den Sonntag verbringe, muß ich mich mit meiner Hausapotheke beschäftigen. Wenn Sie wollen, können Sie mir morgen wieder Gesellschaft leisten. Ich plaudere gern mit Ihnen. Wenn ich Glück habe, kann ich mich Ihnen morgen von einer besseren Seite vorstellen, ohne Schnupfen. Werden Sie auch kommen?"

„Ob ich kommen werde? Oh, Fräulein Elfriede, fragen Sie nicht. Sie sind ein ganz herrlicher Mensch, wissen Sie das?"

„Das hat mir schon einmal jemand gesagt — aber das endete damals alles so traurig."

Franz wollte fragen, ob sie denn schon einmal einen Menschen gern gehabt hätte, aber er kam nicht dazu, denn aus dem Nebenzimmer, zu dem die Tür offen stand, kam das schwache Rufen einer Frauenstimme: „Elfriede!"

„Ja, Mutter, ich komme sofort."

Elfriede war aus dem Zimmer geeilt. Franz blieb verdutzt zurück. Der Gedanke, daß jedes seiner Worte gehört worden war, war ihm peinlich, und er überlegte, ob er etwas gesagt habe, was für die Ohren einer Mutter nicht schicklich wäre. Aber plötzlich empfand er, daß er für Elfriede immer nur Worte finden würde, die jedes Mutterohr hören könnte, und er begriff, daß es die Liebe war. Elfriede gehörte nicht zu den Mädchen, mit denen man flirtete, sie war ein kleiner tapferer Mensch, der eines Kameraden bedurfte. Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, schrieb ein paar Zeilen darauf, faltete es zusammen und legte es unter ihre Untertasse.

Als Elfriede zurückkam, erhob sich Franz und sagte, daß er jetzt gehen müsse. Da bemerkte er, wie ein leichtes Erschrecken über ihr Gesicht zog, aber rasch hatte sie sich wieder in der Gewalt und sagte: „Also bis morgen."

„Ja, bis morgen."

Elfriede brachte ihn bis zur Treppe, da flüsterte sie noch rasch: „Werden Sie auch wirklich kommen?"

Franz nickte, dann stieg er die Treppen hinunter, ohne sich noch einmal umzuwenden. Auf dem obersten Treppenabsatz stand Elfriede, die tapfere, kluge, lebenstüchtige Elfriede, und hatte die Hand auf dem Herzen. Sie ging in die Stube zurück und in das Zimmer der Mutter, die blaß und gütig in einem großen Bette lag, und sagte: „Ich glaube nicht, Mutter, daß er kommen wird."

Die Mutter flüsterte und sah dabei über die Tochter hinweg: „Sollten denn die jungen Menschen von heute wirklich anders sein als die in meiner Zeit?"

„Ja, Mutter, sie sind anders. Für Gefühle bleibt heute so wenig Zeit."

„Wenn ein Gefühl stark genug ist, dann macht es sich Zeit", sagte die Mutter leise, aber plötzlich lächelte sie und setzte hinzu: „Was hätte denn sein Kommen mit Gefühlen zu tun?"

Da wußte Elfriede nichts zu entgegnen, sie fühlte nur, daß sie tief rot wurde. Sie ging rasch aus dem Zimmer. Als sie die Teller und Tassen auf das Tablett setzen wollte, fand sie den kleinen Zettel, faltete ihn auseinander und las: „Ich liebe Sie! Ich liebe Sie! Aber ich möchte Sie nicht erschrecken, darum gehe ich jetzt. Aber morgen komme ich wieder!!!" Da weinte Elfriede wie ein kleines empfindsames Mädchen, das keine Freude verträgt.

Als sie der kranken Mutter das Abendbrot ans Bett brachte, sagte sie: „Mutter, du hast recht — die Menschen von heute sind nicht anders als die aus deiner Zeit."

Franz lief unterdessen ziellos durch die Straßen. Er war ganz ausgefüllt von einem neuen großen Gefühl. Er stand vor Blumengeschäften und wollte Blumen kaufen, viele Blumen, er zählte sein Geld und knirschte mit den Zähnen.

Da fiel ihm etwas ein, und damit unterschied er sich von den Liebenden der vorigen Generation, nämlich: daß er arbeiten müsse, daß er sich nicht verlieren dürfe an eine Empfindung, daß er nur dann der Geliebten wert sein könnte, wenn er die Mittel hätte, sie sich zu erhalten. Und in sein heißes Herz stieg die Vernunft, so daß er statt eines Dutzends roter Rosen nur eine einzige Rose kaufte und, statt die Nacht unter dem Fenster des Mädchens zu verbringen, nach Hause ging, wo die Arbeit auf ihn wartete. —

An diesem Abend zog sich Elfriede früh in ihr Zimmer zurück. Aber sie legte sich nicht schlafen. In einer süßen Schlaffheit saß sie in ihrem Bademantel auf dem Bett und träumte ins Lampenlicht. Plötzlich stand sie auf, ging zum Fenster und öffnete es — da sah sie, daß Frau Butke noch Licht hatte. Frau Butke war die Plätterin, die am Nachmittag auf der Brücke ihren neuen Freund angesprochen und hergeführt hatte. Frau Buttke verstand mancherlei. Sollte sie hinuntergehen und sich von ihr die Karten aufschlagen lassen? Dumme Elfriede, wozu? Du glaubst ja doch nicht daran. Elfriede ging zum Schrank und holte einen Karton hervor, der auf dem Schrankboden stand. Briefe, nichts als Briefe, die zu vernichten sie sich nie zu entschließen vermocht hatte. Dazwischen lag das Bild eines Mannes mit der Aufschrift: „Dein Emanuel."

Eine leichte Traurigkeit senkte sich auf ihr Gesicht, aber gleich straffte es sich wieder, denn sie dachte an Franz, und so wie man einen erledigten Geschäftsbrief zerreißt, riß Elfriede das Bild Emanuels mitten entzwei. So erging es auch den Briefen, damit löschte sie das Erinnern an einen Menschen, der einmal in ihrem Dasein einen so großen Raum eingenommen hatte und von dem sie doch verlassen worden war, als wäre ihre Liebe ein Nichts.

„Franz . . ." flüsterte sie. „Franz . . ." Sie schloß die Augen und zitterte. Die Hände lagen ihr gefaltet im Schoß.

Der Löw' ist los . . .

Wenn wilde Tiere ausbrechen. — Raubtierjagd auf dem Bürgersteig. — Trinkt der Leopard Schnaps?

Von Wilhelm Storck.

Das Ausbrechen wilder Tiere gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten. In Kopenhagen verließ z. B. einmal eine gewaltige Bärin einen Zirkus, ging mitten in der Stadt spazieren, drang in ein Haus, warf Möbelstücke aus dem Fenster, versuchte sich auf Menschen zu stürzen und wurde im letzten Augenblick von den herbeieilenden Wärtern überwältigt und gefesselt.

So gut geht es aber nicht immer aus. Bekannt ist die Löwenjagd in Leipzig, bei der die Polizei schießen mußte, und in Madrid gab es einmal Tote und Verletzte, als ein wildgewordenes Panzernashorn ausbrach. Ziemlich toll geht es manchmal in kleinen südamerikanischen Ländern her; hier hat man bisweilen tagelang auf geflüchtete Raubtiere Jagd gemacht und Opfer über Opfer dabei gezählt. In Lappland brach einmal ein Bär aus, der an der Kette geführt wurde, und tyrannisierte die ganzen Siedlungen und Nomadenzelte. Nach wochenlanger Verfolgung wurde er durch drei Lappen in einem heftigen Kampf mit den Messern getötet.

Wenn man durch die großen Anlagen des Tierparks Hagenbeck in Hamburg wandert, glaubt man nicht, daß hier Tiere ausbrechen könnten — und dennoch ist es, wie Direktor Zukowsky öfter erlebte, schon vorgekommen. Allerdings ging es immer gut aus, da man bei Hagenbeck stets auf alle Möglichkeiten gefaßt sein muß und auch ist.

Das Interessanteste, was Hamburg je erlebte, war wohl der große Affenausbruch aus Stellingen. Der Wärter hatte aus Versehen die Gitter offen gelassen, und diese Gelegenheit benutzten zwei Affengruppen von zusammen 110 Tieren zum Ausrücken. Sie kletterten über die eisernen Gitter, und ehe die Untat entdeckt wurde, verschwand die Horde bereits nach Hamburg. Nun begann eine tolle Affenjagd in der Stadt. Die Tiere drangen in die Wohnungen ein, raubten die Speisekammern aus, wälzten sich in den Betten herum, zerrissen sie dann, so daß die Federn herumflogen, und tanzten marmelade- und honigbesudelt auf den Balkonen. Wärter aus dem Tierpark, Feuerwehr und Polizei wurden schließlich der Affen habhaft und brachten sie in den Tierpark zurück — bis auf neun, die nie wiedergefunden wurden, vielleicht auch von Liebhabern „zurückgehalten" worden waren.

Gefährlicher war schon der Ausbruch eines Leoparden auf dem alten Hannoverschen Bahnhof in Hamburg. Das Tier spazierte auf dem Bahnhof zwischen den Güterwagen hin und her, und als die herbeigeholten Hilfstruppen anlangten, war der Leoparde gerade mit einer Kognakflasche beschäftigt. Wie ihn nun erwischen? Man hielt ihm als Lockmittel eine lebende Henne vor. Als der Leopard danach schnappte und sich weiter vorwagte, klappte eine schnell verfertigte Falltür hinter ihm zu, und schon saß er in der Tinte. Ganz gemütlich verlief auch das Wiedereinfangen von zwei Eisbären. Sie saßen mitten in einem Pferdetrupp, der sich auf dem Wege zum Hamburger Freihafen befand. Mit Peitschenhieben, Zurufen und Locken durch Nüsse usw. wurden die beiden Bären zurückgeholt. Auch Seelöwen sind schon über die 2½ Meter hohen eisernen Zäune des Tierparks geflüchtet und nach Hamburg entkommen; da diese Tiere aber von gemütvoller Sinnesart sind, war es nicht allzuschwer, sie wieder einzufangen.

Einmal riß in einer dänischen Tierschau ein Bisonochse aus und mußte schließlich durch Schüsse erlegt werden, als man das wildgewordene Tier nicht wieder einzufangen vermochte. Was für eine beispiellose Kraft so ein Bisonochse entwickelt, läßt sich daran erkennen, daß er mit vier Schlägen seiner Hinterfüße zwei Zoll dicke Bretter durchschlagen kann und mit einem einzigen Hornstoß ganze Tannen fällt.

Wilde Tiere, wenn sie ausbrechen, verhalten sich gänzlich verschieden. Direktor Zukowsky hat die Beobachtung gemacht, daß Löwen, Tiger und Leoparden in dunkle Ecken flüchten, Huftiere hingegen irren planlos und wild umher, unter Elefanten bricht meist eine Panik auf der Flucht aus, und Affen klettern gern auf sehr hohe Bäume, um sich zu verstecken.

Äußerst interessant war einmal eine Elefantenjagd in Schweden. Drei Elefanten, darunter ein ganz junger, brachen aus und flüchteten in die umliegenden Dörfer. Es schien unmöglich, der Tiere wieder habhaft werden zu können. Sie trompeteten wild durch die Gegend, stampften nieder, was ihnen in den Weg kam, und waren beim besten Willen nicht zu bändigen. Sechs Stunden machten die Wärter Jagd auf sie; schließlich trennte man die drei durch geschickte Täuschungsmanöver und überwältigte einen nach dem andern. Der größte und älteste von ihnen blieb aber dickfällig bis zum letzten und ließ sich wie ein Schlitten auf dem Schnee auf der Erde nach Hause schleifen. Zuletzt warfen die Elefanten noch mit dicken Steinen und Trinkgefäßen nach ihren Wärtern, wobei der eine der Männer am Kopf verletzt wurde.

Tragisch endete eine Tigerjagd in Kapstadt. Das Raubtier, das aus einem Zeltzirkus ausgebrochen war, tötete auf der Flucht vier Menschen, darunter einen Soldaten, der sich ihm tapfer in den Weg stellte. Gegen Abend kreiste die Verfolgungsmanschaft den Tiger in einem Hüttenwerk ein, wohin er sich schließlich verirrt hatte, und erledigte ihn mit sechs Revolverschüssen. Die riesige Katze sprang noch einmal mit einem entsetzlichen Brüllen auf — dann sank sie zusammen und war tot.



Bunte Chronik



„Der größte Lump im ganzen Land . . ."

Ein Einwohner im Städtchen Ranis im Kreise Ziegenbrück (Schlesien) hatte bei den Behörden auf Grund von „Selbstbeobachtungen" Anzeige über „geheime Versammlungen von Stahlhelmern bei Pößneck" erstattet. Die Untersuchung ergab die völlige Haltlosigkeit. Der Denunziant kam wegen falscher Anschuldigung vor Gericht. In der ersten Instanz erhielt er zwei Monate Gefängnis. Als er sich aber damit nicht zufrieden gab, erhöhte das Berufungsgericht unter scharfer Verurteilung der Handlungsweise des Angeklagten die Strafe auf sechs Monate Gefängnis.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.